GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Männer, Männlichkeit und Konflikt: Eine kritische Reflektion des Forschungsstandes und ein Plädoyer für konzeptionelle Öffnungen

Streicher, Ruth

2011

https://doi.org/10.25595/3267

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Streicher, Ruth: *Männer, Männlichkeit und Konflikt: Eine kritische Reflektion des Forschungsstandes und ein Plädoyer für konzeptionelle Öffnungen*, in: Femina politica : Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft, Jg. 20 (2011) Nr: 1, 44–56. DOI: https://doi.org/10.25595/3267.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Streicher, Ruth, 2010: Hegemoniale Deutungsmuster und ernste Spiele: Zur Konstruktion von Männlichkeit und Gewalt am Beispiel einer Gang in Osttimor. In: Peripherie. 30 (118/119), 264-282.

Sturm, Gabriele, 2005: Das gesellschaftliche Geschlechterverhältnis als Konfliktfeld. In: Imbusch, Peter/Zoll, Ralf (Hg.): Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung. Wiesbaden, 406-440.

Tessler, Mark/**Warriner**, Ina, 1997: Gender, Feminism, and Attitudes Toward International Conflict: Exploring Relationships with Survey Data from the Middle East". In: World Politics. 49 (2), 250-281.

Tessler, Mark/**Nachtwey**, Jodi/**Grant**, Audra, 1999: Further Tests of the Women and Peace Hypothesis: Evidence from Cross-National Survey Research in the Middle East. In: International Studies Quarterly. 43 (3), 519-531.

Wilcox, Clyde/**Hewitt**, Lara/**Allsop**, Dee, 1996: The Gender Gap in Attitudes Toward the Gulf War: A Cross-National Perspective. In: Journal of Peace Research. 33 (1), 67-82.

Wisotzki, Simone, 2005: Gender und Frieden. Geschlechterperspektiven für die Friedens- und Konfliktforschung. In: Jahn, Egbert/Fischer, Sabine/Sahm, Astrid (Hg.): Die Zukunft des Friedens, Bd. 2. Die Friedens- und Konfliktforschung aus Perspektive der jüngeren Generation. Opladen, 111-130.

Zarkov, Dubravka, 1997: War Rapes Bosnia: On Masculinity, Femininity and the Power of Rape Victim Identity. In: Tijdschrift voor Criminologie. 39 (2), 140-151.

Zarkov, Dubravka, 2001: The Body of the Other Man: Sexual Violence and the Construction of Masculinity, Sexuality and Ethnicity in the Croatian Media. In: Moser, Caroline O.N./Clark, Fiona C. (Hg.): Victims, Perpetrators or Actors? Gender, Armed Conflict and Political Violence. London/New York, 69-82.

Männer, Männlichkeit und Konflikt: Eine kritische Reflektion des Forschungsstandes und ein Plädoyer für konzeptionelle Öffnungen

RUTH STREICHER*

Einführung

„Gemeinsam für Wandel – Männer, Männlichkeiten und Friedensaufbau" lautet der Titel einer Publikation des Women Peacemakers Program im Mai 2010 (Vries/Geuskens 2010). Im Vorwort begründen die Herausgeberinnen die ungewöhnliche Themenwahl mit einer politischen Notwendigkeit, gewachsen aus der Erfahrung mit der zehnjährigen praktischen Arbeit zur UN-Resolution 1325.[1] Deren vollständige Implementierung scheitere immer noch an den Widerständen derjenigen, die die Entscheidungen über Krieg und Frieden treffen. Männer sollten deswegen als politische Verbündete im Kampf gegen Geschlechterdiskriminierung in Konfliktkontexten gewonnen werden. Schließlich seien Männer selbst nicht nur Täter, sondern auch

„Opfer ihrer eigenen Geschlechterkonstruktionen“: Männlichkeit werde in vielen Kriegskontexten auf ein gewaltvolles Ideal verengt (vgl. Vries/Geuskens 2010, 5).
Diese Kritik an einer einseitigen Fokussierung des Geschlechterbegriffs auf die Situation von Frauen führte auch in der akademischen Debatte zu Gender in der Friedens- und Konfliktforschung dazu, dass dem Thema Männlichkeit mehr Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Durch die Verengung des Forschungsgegenstandes auf Frauen hatten Forscher_innen häufig die implizite Annahme der inhärenten Friedfertigkeit von Frauen reproduziert oder Frauen vorwiegend als Opfer von Gewalt gezeichnet (für eine kritische Auseinandersetzung, vgl. Coulter 2008). Dabei blieb die Frage nach dem Nexus von Männlichkeitskonstruktionen und Konflikt entweder unbeantwortet oder Männer wurden eindimensional als patriarchal und gewalttätig gefasst, um einen Kausalzusammenhang zwischen Patriarchat und Krieg zu begründen (vgl. Dilorio 1992, 52). Nicht nur in der Friedens- und Konfliktforschung inszenierten Autor_innen eine tiefergehende Beschäftigung mit Männlichkeit deshalb als innovative politische Intervention in feministische Forschungspraxis: Ein Beispiel hierfür ist etwa die Veröffentlichung von „Masculinities Matter!“, ein bekannter Sammelband zum Thema Männlichkeiten in der Entwicklungsforschung (vgl. Cleaver 2002).
Vor dem Hintergrund dieser beobachteten „Entdeckung der Männlichkeit“ in der Friedens- und Konfliktforschung gilt es nun, die bisherige Forschung kritisch zu beleuchten und Perspektiven für die weitergehende Beschäftigung mit diesem Thema zu öffnen. Hierzu möchte ich mit den Überlegungen in diesem Artikel einen Beitrag leisten und mich zunächst kritisch mit der Frage auseinandersetzen, wie über Männlichkeiten bisher geforscht wurde. Denn der „Männlichkeitshype“ in der Friedens- und Konfliktforschung birgt die Gefahr, eine essentialistische Kategorie von Männlichkeit in den Vordergrund zu rücken statt die Untersuchung von Geschlecht als soziale Konstruktion zu vertiefen, und damit hinter bereits gewonnene theoretische Erkenntnisse der Geschlechterforschung zurückzufallen. Zwar wird diese Verschiebung des Fokus auf Männlichkeit als politische Intervention gefeiert, doch stärkt sie auch die Tendenz, bestehende binäre Kategorien zu reproduzieren und an Stelle einer Analyse von Machtverhältnissen lediglich eine Deskription der „Seite der Täter“ zu liefern. Die folgenden Überlegungen sind dementsprechend von der Frage geleitet, wie die Untersuchung von Frauen und Männern in Konflikten in Richtung einer Erforschung von Geschlechts- und Gewaltdynamiken gelenkt werden kann. Hierzu hat die Debatte zu Männlichkeiten wichtige perspektivische Öffnungen ermöglicht, die produktiv an vorhandene feministische Debatten angeschlossen werden können. Dies will ich anhand der Konzepte der Verletzungsmacht und -offenheit exemplarisch zeigen. Abschließend werde ich argumentieren, dass eine weitere theoretische Auseinandersetzung von dem Dialog mit feministischer Politikwissenschaft profitieren könnte, um statt gewaltvoller Männlichkeit die vergeschlechtlichen Vorstellungen von Staatlichkeit in ihrer Verknüpfung mit Gewalt zu untersuchen.

Konzeptionelle Unklarheit

In Bezug auf ein theoretisches Konzept von Männlichkeit herrscht noch weitestgehend Unklarheit in der Friedens- und Konfliktforschung. Damit setzt sich eine generelle Problematik aus der Männlichkeitsforschung fort, denn das theoretische Paradigma der „hegemonialen Männlichkeit" (z.B. Connell 1987) bildet weiterhin den zentralen Bezugspunkt vieler Arbeiten.[2] Wie etwa von Beasley (2008) ausführlich kritisiert, verwendet Connell hegemoniale Männlichkeit zur Abgrenzung bestimmter Gruppen von Männern,[3] zur Beschreibung eines hegemonialen Ideals oder zur Analyse eines politischen Mechanismus, der eine bestimmte Geschlechterordnung legitimiert. Daraus erwächst die Gefahr einer Verwechslung von Analyse und Deskription und damit einer Reproduktion essentialistischer Binarismen. Arbeiten zu Männlichkeit in Konflikten beziehen sich dementsprechend vielfach auf Gruppen von Männern und begrenzen sich auf die Beschreibung dessen, was Männer (in Konfliktkontexten) sagen und tun. Um einem analytischeren Verständnis Vorschub zu leisten, sind zunächst drei problematische Verkürzungen dieser Forschungspraxis hervorzuheben: eine mangelnde (subjektivitäts-)theoretische Aufarbeitung, eine analytische Verengung von Männlichkeit auf gewaltvolle Aspekte und eine methodische Übertragung, in der lediglich Männer zu Männlichkeitskonstruktionen befragt werden.

In vielen Arbeiten werden Annahmen zu Männlichkeit und Männern getroffen, ohne diese subjektivitätstheoretisch zu fundieren (vgl. Kritik von Bereswill 2009). Ungeklärt bleibt meistens, wie das Verhältnis von einem hegemonialen Ideal von Männlichkeit zu „männlichen" Subjekten verstanden werden soll. Auf diese Weise wird suggeriert, dass alle Männer einem bestimmten Ideal von Männlichkeit folgen. Nicht erfasst werden kann damit, wie Männlichkeitsvorstellungen im Alltag verhandelt, abgelehnt, neu formuliert und reproduziert werden (vgl. Elliston 2004, FN15). Insbesondere in Konfliktkontexten führen diese theoretischen Schwachstellen zu einem analytischen „Tunnelblick", durch den Männlichkeit nur noch im Zusammenhang mit Gewalt gesehen werden kann (vgl. kritisch Myrttinen 2010). Männlichkeit wird so häufig als rein struktureller Erklärungsfaktor für die Ausübung von Gewalt durch Männer herangezogen. In der vereinfachten Form beteiligen sich Männer demnach an gewaltvollen Praktiken in Konflikten, weil ein gewaltvolles Männlichkeitsideal vorherrscht. Forschungspraktisch bedeutet dies, dass Männlichkeit meist durch die Untersuchung von einer bestimmten Gruppe von Männern als „Täter hinter der Tat" erforscht wird.

Mit der Absicht diese verkürzten Erklärungsmuster zu analytisch zu erweitern will ich zunächst auf vorhandene Forschungsarbeiten eingehen und exemplarisch darstellen, wie in der Forschungsdebatte zu Männlichkeit und Gewalt in Konflikten Institutionen und Diskurse erstens, sowie individuelles Handlungsvermögen zweitens behandelt werden. Während in der ersten Gruppe Gewalt mit institutionell und diskursiv verankerten Männlichkeitsvorstellungen erklärt wird, sehen Autor_innen

der zweiten Gruppe Gewalt als individuelle Machtressource in Reaktion auf krisenhafte Identitätserfahrungen.

Institutionen und Diskurse: Militarisierte Männlichkeit?

In Bezug auf Institutionen beschäftigte sich insbesondere die deutschsprachige Forschung mit Männlichkeit im Militär. Im historischen Rückblick zeigt sich, dass Frauen erst mit der Professionalisierung des Heeres im Laufe des 19. Jahrhunderts sukzessive aus dem Militär ausgeschlossen wurden (Eifler 2000, 39). Im Zusammenhang einer fortschreitenden Modernisierung Deutschlands am Anfang des 20. Jahrhunderts etablierte sich das Militär als „Projektionsfläche zur Widerherstellung und Etablierung des belasteten Männlichkeitsideals" auf der Basis einer „Romantisierung des Krieges als persönlichem Freiheitskampf", so Apelt/Dittmer (2009, 70). Auch heute noch stellt die Bereitschaft zum gewaltvollen Kampf einen konstitutiven Marker männlicher Identität im Militär dar (Seifert/Eifler 1999, 13).
Die diskursive Konstruktion von Geschlecht und Nation wurde bisher überwiegend in Bezug auf Weiblichkeit diskutiert (z.B. in Yuval-Davis 1997). Jedoch zeigen etwa die Arbeiten von Klein zu Israel die Zentralität der Verknüpfung von Männlichkeit und Nation und heben hierbei die herausragende Rolle des Militärs hervor. Klein argumentiert, dass die Zulassung israelischer Frauen zum Militärdienst die Konstruktion von Männlichkeit im israelischen Militär nicht grundlegend verändert hat. Das Militär spiele immer noch eine zentrale Rolle in der Prägung der Identität junger israelischer Männer und verbinde stereotypische Geschlechterrollen mit einer bestimmten Konstruktion der israelischen Nation. Im Militärdienst sollen „unsere besten Jungs" die gewaltvolle Verteidigung der bedrohten Nation übernehmen (vgl. Klein 2000).
In der aktuellen feministischen Debatte zu Frieden und Konflikt richtet sich das Augenmerk vor allem auf die Konstruktion militarisierter Männlichkeit im Zusammenhang mit Peacekeeping-Einsätzen: Viele feministische Autor_innen stehen Blauhelm-Missionen durch klassische Militärs kritisch gegenüber[4] und weisen auf die sexuelle Ausbeutung der Lokalbevölkerung durch männliche Peacekeeper hin.[5] Zu Recht warnt jedoch etwa Higate (2007, 104) vor einer konzeptionellen Engführung, die militarisierter Männlichkeit zuschreibt, die Handlungen von Soldaten in unterschiedlichen sozialen Räumen und Interaktionen kausal und generalisierend erklären zu können.

Individuelles Handlungsvermögen: Gewalt als Antwort auf die Männlichkeitskrise?

Die Rede von einer folgenschweren „Krise der Männlichkeit" hat nicht nur in der Debatte über Bildung in westlich-europäischen Staaten Konjunktur (vgl. kritisch dazu Griffin 2000), sondern wurde auch in der Forschung zu Konflikten aufgegriffen. Auf der Basis empirischer Forschung in Uganda demonstriert etwa Dolan (2002) eine

zweiseitige Dynamik. Einerseits herrsche dort immer noch ein normatives Modell von Männlichkeit vor, das Männer als beschützende Familienväter und Alleinversorger des Haushaltes zeichne. Gleichzeitig hindere der anhaltende bewaffnete Konflikt in Uganda junge Männer daran, diese Erwartungen zu erfüllen oder alternative männliche Rollenmodelle zu entwickeln. Die individuelle Erfahrung von Frustration und Erniedrigung sei ein häufiger Grund dafür, dass sich diese Männer bewaffneten Gruppen anschließen, in denen sie Gewalt als Machtmittel für die Konstruktion von Männlichkeit benutzen könnten (Dolan 2002, 71).

Einen ähnlichen Ansatz verfolgt Blagojevic, um sexualisierte Gewalt gegen Frauen im Kontext des Konflikts in Serbien zu erklären. Die massive Verschlechterung sozio-ökonomischer Bedingungen durch den Konflikt habe männliche Überlegenheit als Teil einer tradierten Männlichkeitskonstruktion untergraben. Männer hätten im Zuge dessen auf sexualisierte Gewalt gegen Frauen als Identitätsressource zurückgegriffen, um ihre überlegene männliche Position wieder einzunehmen (Blagojevic 2004, 76).

Auf die Männlichkeitskrise rekurrieren auch Autor_innen, die sich mit der Gewaltbereitschaft von Jugendlichen in den palästinensischen Gebieten beschäftigen (vgl. Literaturüberblick von Sa'ar/Yahia-Younis 2008). Diese Krise basiere nicht nur auf sozio-ökonomischer Exklusion, sondern auch auf der Tatsache, dass palästinensischen Jugendlichen der Weg zur Erlangung einer heroisch-militärischen Männlichkeit im israelischen Militär versperrt sei. Gewalt sei ihre Antwort auf diese verhinderten Möglichkeiten im Zuge der Besatzung (Sa'ar/Yahia-Younis 2008, 312).

Wie ich eingangs problematisiert habe, beschränkt sich der Großteil der vorgestellten Arbeiten in beiden Gruppen darauf, Männlichkeit anhand einer bestimmten Gruppe von Männern zu untersuchen. Dabei wird die Verhandlung von Männlichkeit in Konflikten einseitig als Verknüpfung von Männlichkeit und Gewalt gefasst – ohne gewaltvolle Handlungen subjektivitätstheoretisch zu fundieren. Die enge Fokussierung auf Männlichkeit als kausaler Erklärungsfaktor für Gewalt von Männern stärkt außerdem die Tendenz, gewonnene Erkenntnisse aus der Geschlechterforschung unterbelichtet zu lassen. Die folgenden theoretischen Überlegungen zu Geschlecht und Gewalt sollen deshalb den Weg für konzeptionelle Öffnungen bereiten.

Theoretische Denkanstöße: Geschlecht und Gewalt

Um eine rein strukturalistische Perspektive auf Männlichkeit (in Konflikten) zu vermeiden, müssten meines Erachtens nach zunächst einige Erkenntnisse aus der sozialkonstruktivistischen Geschlechterforschung konsequenter aufgegriffen werden. Hier hat sich mittlerweile die Einsicht durchgesetzt, dass Geschlecht struktur- und akteursperspektivisch gefasst werden muss. Zwar fordert auch Beasley (2008, 94) im Sinne einer analytischen Fokussierung und Re-Politisierung des Konzepts eine Neufassung hegemonialer Männlichkeit als „ermächtigende Repräsentationsform, die Institutionen und Praktiken mobilisiert." Doch werden bestimmte Konstruktionen von Geschlecht erst hegemonial, wenn sie im alltäglichen „doing gender" verhandelt

und reproduziert werden (vgl. z.B. Wetterer 2004). Diskursiv gefasst geht es also darum zu erforschen, wie bestimmte Positionsangebote subjektiv angeeignet werden und ihre materialisierende Wirkungskraft entfalten (Pühl et al. 2004, 21). Mithilfe eines konsequenteren akteursperspektivischen Zugangs könnte Forschung zu Männlichkeit in Konflikten somit dazu beitragen, das schon vor Jahren diagnostizierte bemängelte „subjektive Defizit" der Friedens- und Konfliktforschung aufzuarbeiten (vgl. Seifert 2003). Eine vertiefende Reflektion über bisherige theoretische Ansätze zu Gewalt könnte darüber hinaus diese subjektivitätstheoretische Fundierung fruchtbar ergänzen, und einen deskriptiven Fokus auf „Männer" mit einem analytischen Fokus auf vergeschlechtlichte Macht- und Gewaltdynamiken ersetzen. Dazu will ich anhand der Diskussion zur „engen Definition" von Gewalt in der deutschsprachigen Soziologie erste Vorschläge unterbreiten.

In einem einflussreichen Aufsatz fordert von Trotha (1997), Gewalt eng als physische Gewalt zu fassen. Er bezieht sich auf Popitz (1992, 43), der Gewalt als körperliche Aktions- und Verletzungsmacht beschreibt. Als „Jedermanns-Ressource" werde physische Gewalt dementsprechend auch in Konflikten strategisch eingesetzt (von Trotha 1997, 25). Während aus feministischer Perspektive weitreichende Kritik an dieser Engführung des Gewaltbegriffs geübt wurde (vgl. z.B. Krasmann 2005; Künzel 2005), bleibt eine geschlechtersensible Umformulierung derzeit noch ein Desiderat (Sauer 2002, 81). Dabei kann jedoch produktiv an die ursprünglich von Popitz stammenden Konzepte von Verletzungsmacht und -offenheit angeknüpft werden, indem sein essentialistischer Ausgangspunkt einer anthropologischen Konstante von Verletzbarkeit mithilfe von Ansätzen zur Konstruktion vergeschlechtlichter Körper hinterfragt wird (vgl. Wobbe 1994).[6] Anstatt von physischer Gewalt als „Jedermanns-Ressource" auszugehen, müsste dann untersucht werden: Wie kommt es, dass bestimmte männliche Körper in bestimmten Kontexten als verletzungsmächtig positioniert, während bestimmte weibliche Körper als verletzungsoffen markiert werden? Und wie kommt es dazu, dass sich bestimmte Subjekte in bestimmten Situationen diese Positionen durch gewaltvolle Praktiken aneignen?

So gewendet kann „physische" Gewalt als performative Körperpraxis gefasst werden, auf die zurückgegriffen wird, um bestimmte vergeschlechtlichte Identitäten und damit machtvolle soziale Ordnungen erst herzustellen (vgl. Butler 1990, 33).[7] Diese Form von „doing gender" macht jedoch nur in dem „setting" einer bestimmten sozialen Ordnung Sinn, innerhalb derer Verletzungsmacht und -offenheit ungleich verteilt sind und als Teil von Subjektivierungsprozessen in vergesellschaftlichte Körper eingeschrieben werden (vgl. Lorey 1993; Wobbe 1994). Gewalt materialisiert sich hier nicht nur als physischer Gewaltakt, sondern auch als vergeschlechtlichte Vorstellung von gewaltvoller Bedrohung.[8]

Ein wichtiges Anliegen von Männlichkeitsforscher_innen war von Anfang an, die feministische Darstellung einer homogenen Männlichkeit aufzubrechen und die Konstruktion untergeordneter Männlichkeiten anzuerkennen (Cardigan et al. 1985, 587).[9] Wie auch die wachsende Forschung zu Männern als Opfern (und Frauen als

Täterinnen, vgl. Coulter 2008) von Gewalt deutlich macht, müssen Verletzungsmacht und -offenheit dementsprechend intersektional gedacht werden. Das heißt, Verletzungsmächtigkeit ist nicht in alle männlichen Körper in jedem Kontext eingeschrieben. Vielmehr spielen beispielsweise Konstruktionen nationaler, ethnischer und religiöser Zugehörigkeit sowie rassistische und sexistische Diskurse eine entscheidende Rolle. Gewalt wird eben auch angewendet, um bestimmte „männliche" Subjekte als verletzungsoffen zu markieren.[10]

Um diese theoretischen Überlegungen auf die Forschung zu Männlichkeit in Konflikten anzuwenden, bedarf es alternativer methodologischer Herangehensweisen. Zunächst macht es Sinn, nicht den „Täter hinter der Tat" als Ausgangspunkt für die Untersuchung der Verknüpfung von Männlichkeit und Gewalt zu wählen. Stattdessen müsste erforscht werden, wie in bestimmten Diskursen und Institutionen Verletzungsmacht verteilt ist und diese mit bestimmten Identitätskategorien verknüpft wird.

Dieser Ansatz müsste ethnographisch präzisiert werden, um Universalismen vorzubeugen. Dies bedeutet, den Fokus auf die lokale Ebene zu richten und im konkreten Konfliktkontext nach dieser Art von Machtverteilung zu fragen. Nur in einem solchen Kontext kann Gewalt als performative Körperpraxis interaktiv Bedeutung entfalten. Ein grundlegender Bestandteil dieser ethnographischen Präzisierung ist die Auseinandersetzung mit der subjektiven Perspektive. Diese muss aber keinesfalls auf Männer als „Täter" oder „Opfer" beschränkt bleiben. Vielmehr wird Verletzungsmächtigkeit und deren Verknüpfung mit Geschlechtskategorien von den unterschiedlichsten Subjekten konstruiert und verhandelt und kann durch die (subjektive) Konstruktion von Verletzungsoffenheit eingefordert werden. Um diese theoretischen und methodologischen Überlegungen zu konkretisieren, möchte ich anhand der oben skizzierten Forschungsstränge Vorschläge für konzeptionelle Öffnungen unterbreiten.

Konzeptionelle Öffnungen

Militär: Institutionalisierte Verletzungsmacht

Insbesondere wenn die Analyse militarisierter Männlichkeiten bei der Analyse der Institution des Militärs ansetzt, könnte sie von einer Verbindung dieser theoretischen Überlegungen mit bestehender feministischer Staatskritik profitieren: Männlich konnotierte Verletzungsmacht wäre demnach in die Konstruktion von Staatskörpern eingeschrieben. Das Militär als eine Form ihrer Institutionalisierung hat damit die Aufgabe, die weiblich konnotierte Verletzungsoffenheit des Staates zu minimieren (vgl. auch Butler 2009, 25). Interessant wäre, dabei zunächst einmal zu untersuchen, welche Subjekte von staatlicher Seite aus als verletzungsmächtig und fähig für die Verteidigung angesehen werden. So bemerken Apelt/Dittmer (2009, 75), dass im Zuge der Zulassung von Frauen in viele nationale Armeen inzwischen Männlichkeit auch in den Streitkräften diskutiert wird. Männern wird dabei explizit die Fähigkeit

„einer (friedenssichernden) Demonstration von Macht“ zugeschrieben, während Frauen eine deeskalierende Wirkung in der Armee nachgesagt wird.[11] Implizit basieren diese Annahmen auf einer vergeschlechtlichtlichten Vorstellung davon, wer zur Performanz von Gewalt und damit auch zur Herstellung einer bestimmten sozialen Ordnung fähig ist.

Dass die Konstruktion dieser verletzungsmächtigen Institution auch über sexistische und rassistische Diskurse reguliert ist, führt etwa Alexander am Beispiel der US-Armee aus (vgl. Alexander 2006). Die Norm des US-Soldaten als männlich, weiß und heterosexuell sei so wirkungsmächtig, dass der Tod der indigenen Amerikanerin Lori Petsewa, die als erste weibliche Soldatin im Irakkrieg fiel, von der breiten Öffentlichkeit unbemerkt blieb (Alexander 2006, 216). Dahingegen wurde die Befreiung der sich angeblich in irakischer Gefangenschaft befindenden weißen amerikanischen Soldatin Jessica Lynch als Heldentat (männlicher) amerikanischer Soldaten inszeniert (vgl. Harders 2004).

Vielversprechend um die subjektive Perspektive auf solche Konstruktionsprozesse zu stärken, sind Arbeiten, die sich Soldaten (in diesem Fall Peacekeepers) etwa über autobiographische Narrative (z.B. Duncanson 2009) oder Feldforschungsinterviews (z.B. Higate 2007) nähern. Dabei wäre gerade bei Peacekeeping-Missionen die Frage besonders interessant, wie eine größere Verletzungsoffenheit in Kontexten verhandelt wird, in denen nicht mehr so einfach auf Gewalt als performative Praxis zurückgegriffen werden kann. Im Rahmen einer konzeptionellen Öffnung wäre auch die Frage nach militarisierter Weiblichkeit von Interesse: wie etwa eignen sich Soldatinnen Verletzungsmacht an, und wie gehen sie damit um, als verletzungsoffener gegenüber männlichen Kollegen markiert zu werden? Und wie positionieren sich Subjekte in der Armee, denen aufgrund ihrer Hautfarbe und Sexualität „normalerweise“ nicht anvertraut wird, bestimmte verletzungsmächtige Staaten zu verkörpern?

Ähnlich scheint in Bezug auf den Nexus von Männlichkeit, Militär und Nation die diskursive Konstruktion von Verletzungsoffenheit von besonderer Relevanz. In vielen soziokulturellen Kontexten steht das weibliche Geschlecht für die Reproduktionsfähigkeit und gleichzeitig die Verletzungsoffenheit der nationalen Gemeinschaft (vgl. Das 2008; Wobbe 1994, 195). Im Gegenzug wird die gewaltvolle Bedrohung der Gemeinschaft in den meisten Fällen als männlich imaginiert. Jeganathan fügt diesen Überlegungen eine historische Dimension hinzu: Integraler Bestandteil der Idee der „modernen“ und „zivilisierten“ Nation sei es, physische Gewalt rational kontrollieren zu können (Jeganathan 2000). Am Beispiel Sri Lankas argumentiert er, dass die vergeschlechtlichte Vorstellung von gewaltvoller Bedrohung deswegen imaginären Raum für bestimmte Männlichkeiten schaffen kann.

Kleins Arbeit könnte dementsprechend dahingehend erweitert werden, dass eine Analyse von Bedrohungsdiskursen und ihrer vergeschlechtlichen Dimensionen stärker zum Tragen kommt. Außerdem könnte die vermeintliche Gleichstellung der Geschlechter in der israelischen Armee als Versuch der Neuerfindung Israels als

„moderne, zivilisierte Nation" gedeutet werden: Während die Zulassung von Frauen die Armee und Nation als modern legitimiert, bedingt ein spezifischer Bedrohungsdiskurs die stereotypische Zuschreibung des verletzungsmächtigen männlichen Geschlechts.[12] Auch hier wäre es relevant zu fragen, wie Soldatinnen als „unsere Mädchen" im nationalen Diskurs konstruiert werden.

Individuelle Handlungsmächtigkeit: Strategischer Bezug auf Verletzungsmacht

Aufbauend auf den vorangegangenen theoretischen Überlegungen könnten Analysen einer „Krise der Männlichkeit" vertieft werden, die bisher eher oberflächlich einen Zusammenhang zwischen sozio-ökonomischen Bedingungen und Gewalt durch Männer herstellen. Hierbei ist es insbesondere wichtig, das Zusammenspiel der strukturellen Dimension von Diskursen und Institutionen mit Fragen der subjektiven Aneignung zusammenzudenken. Zunächst gilt es hierbei den Diskurs zu hinterfragen, der den Hintergrund zur Annahme einer Krise der Männlichkeit bildet. So deutet Dolan etwa an, dass das normative Modell des männlichen Alleinversorgers in Uganda auch koloniale Ursprünge hat. Ähnlich zeigte sich in meiner Forschungsarbeit zur Konstruktion von Männlichkeit bei Gangs in Osttimor, dass die Vorstellung eines modernen Mannes, der seine Familie über den Verdienst durch Erwerbsarbeit versorgen kann, als relativ neu angesehen werden muss: der größte Teil der Bevölkerung arbeitete bisher in der Subsistenzlandwirtschaft und nur ein minimaler Teil der Hauptstadtbewohner hatte Zugang zu einer „Arbeitsstelle". Dennoch nannten sowohl Beobachter als auch Gangmitglieder selbst Arbeitslosigkeit als einen der Hauptgründe für Ganggewalt. Meiner Ansicht nach hat hier auch der Diskurs von internationalen Entwicklungsakteuren einen erheblichen Anteil daran, dass überhaupt eine Vorstellung von Arbeitslosigkeit besteht und diese normativ mit männlichem Versagen verknüpft wird (vgl. Streicher 2008). Vor dem Hintergrund eines solchen Diskurses kann der Zusammenhang zwischen einer „Krise von Männlichkeit" und Gewalt umgekehrt gedacht werden: Durch die Performanz von Gewalt können männliche Gangmitglieder gegen ihre eigene Arbeitslosigkeit protestieren und die Ermöglichung eines modernen Modells von Männlichkeit einfordern. Dabei spielen sie auch mit der Vorstellung von Osttimor als Paradebeispiel für eine erfolgreiche Intervention der internationalen Gemeinschaft, deren Entwicklung zur zivilisierten Nation durch gewaltvolle männliche Gangster bedroht wird.
Ähnlich versuchen Vigh und Utas, statische Kategorien von Jugendlichen als gewaltvolle Täter oder hilflose Opfer aufzulösen. Die Forscher, die sich mit Jugendlichen in afrikanischen Konflikten beschäftigen, arbeiten mit dem Konzept der „sozialen Navigation" (vgl. Utas 2005; Vigh 2006). Laut Utas greifen soziale Akteure auf taktische Handlungen zurück, um durch schwierige soziale und politische Bedingungen in Konflikten zu navigieren. Je nach Situation kann das bedeuten, sich als Gewalttäter einer Milizengruppe anzuschließen oder gegenüber einer internationalen Hilfsorganisation die eigene Bedürftigkeit als Gewaltopfer anzugeben (vgl.

Utas 2005). Verknüpft man das Konzept der „sozialen Navigation“ konsequenter mit vorherrschenden Diskursen zu Geschlecht und Gewalt, kann auch der taktische Bezug durch Gangmitglieder auf die eigene Krise von Männlichkeit gegenüber internationalen Organisationen gefasst werden.
Geschlechtertheoretisch gewendet sind Vigh und Utas damit im Grunde genommen nicht weit entfernt von Spivaks strategischem Essentialismus, der im Hinblick auf Dynamiken von Geschlecht und Gewalt in Konflikten ausformuliert werden könnte. So ist aus der Geschlechterforschung bekannt, dass sich viele Frauengruppen in Konflikten strategisch auf ihre eigene (potenzielle) Verletzungsoffenheit beziehen, um politische Handlungsfähigkeit zu erlangen (vgl. z.B. Cockburn 2007).
Dementsprechend wäre nach einem strategischen Bezug von Männern auf ihre eigene (potenzielle) Verletzungsmächtigkeit durch (die Androhung von) Gewalt innerhalb bestimmter struktureller Kontexte zu fragen: Inwieweit bedingen sich vergeschlechtlichte Vorstellungen von Verletzungsmacht und -offenheit und die Performanz von Gewalt durch „männliche“ Subjekte zur Erlangung politischer Handlungsfähigkeit? Dies ist insbesondere angesichts der oben ausgeführten Konstruktion von Staatskörpern interessant, innerhalb derer Verletzungsoffenheit weiblich konnotiert und männliche Verletzungsmacht im Militär institutionalisiert ist. In diesem Hinblick wären auch die Friedensaufbaumaßnahmen internationaler Entwicklungsakteure untersuchenswert. Denn deren Interventionen in Konfliktgebieten beruhen häufig auf vergeschlechtlichten Vorstellungen friedvoller Staatskörper und „zivilisierter“ Nationen, und sind nicht selten mit vergeschlechtlichten Vorstellungen von Erwerbsarbeit verknüpft.

Fazit

Die Erforschung von Männlichkeit und Gewalt in Konflikten kann viel von einer konsequenteren geschlechtertheoretischen Fundierung profitieren. Als produktive theoretische Öffnung habe ich in Bezug auf Wobbe vorgeschlagen, „physische Gewalt“ nicht als anthropologisch konstante „Jedermanns-Ressource“ zu sehen, sondern von gesellschaftlich ungleich verteilter Verletzungsmacht auszugehen. Der deskriptive Fokus auf Männer in Konflikten würde so durch eine Analyse von Geschlecht- und Gewaltdynamiken ersetzt, die gegen rein strukturalistische Erklärungsmuster gefeit ist und die Intersektion verschiedener Identitätskategorien beachtet.
Die Konzepte der Verletzungsmacht und -offenheit könnten, so will ich abschließend argumentieren, einer stärkeren Verbindung der feministischen Friedens- und Konfliktforschung mit Arbeiten der feministischen Politikwissenschaft dienen und damit eine politische Analyse von Macht- und Gewaltverhältnissen stärken. So gewendet ginge es nicht um die Untersuchung gewaltvoller oder militarisierter Männlichkeit, sondern um die Analyse von Staatlichkeit als „institutionalisiertem Gewaltverhältnis“ (Sauer 2002, 92), in dem Verletzungsmächtigkeit strukturell an Identitätskategorien geknüpft ist. Nicht nur das Militär als staatliche Institution basiert auf einer vergeschlechtlichten Vorstellung von moderner Staatlichkeit, die die rationale Kon-

trolle physischer Gewalt miteinschließt. Auch nichtstaatliche Akteure können durch die Anwendung von Gewalt auf diese Vorstellung strategisch Bezug nehmen. Zentrales Forschungsdesiderat bleibt hier die Untersuchung, wie diese Vorstellungen von staatlicher Verletzungsmacht von verschiedenen Akteuren in konkreten Konfliktsituationen durch die Performanz von Gewalt subjektiv angeeignet werden.

Anmerkungen

* Ohne die Ermutigung von Sarah Clasen wäre dieser Artikel nicht zustande gekommen. Ohne die sprachlichen Verbesserungen und inhaltlichen Kommentare von Sonja Neuweiler wäre er vermutlich wenig verständlich geblieben. An dieser Stelle gebührt beiden mein herzlicher Dank.

1 Die UN Resolution 1325 zu „Frauen, Frieden und Sicherheit" (Women, Peace and Security) wurde am 31. Oktober 2000 vom UN-Sicherheitsrat einstimmig verabschiedet. Darin werden die UN-Mitgliedstaaten aufgefordert, Frauen stärker an der Prävention, Bewältigung und Beilegung von Konflikten zu beteiligen. Die UN Resolution 1325 gilt als historisscher Erfolg der Frauenfriedensbewegung (s. etwa http://www.frauensicherheitsrat.de).

2 Connell überträgt Gramscis Konzept der Hegemonie auf Geschlechterbeziehungen. Hegemoniale Männlichkeit bezeichnet demnach einerseits ein hegemoniales kulturelles Deutungsmuster, das sich in sozialen Praktiken manifestiert und dadurch die (Re-)Produktion männlicher Herrschaft garantiert und legitimiert (Connell/Messerschmidt 2005, 829). Andererseits bezieht sich Connell auch auf bestimmte Gruppen von Männern, die über andere Gruppen dominieren (Connell/Messerschmidt 2005, 848).

3 Auf globaler Ebene beschäftigt sich Connell hier vor allem mit der ‚transnational business masculinity', die er mit Gruppen global agierender Manager und Politiker assoziiert (vgl. Connell 1998, 16).

4 So argumentiert Whitworth, dass Soldaten, die nach dem Ideal des männlichen Kriegers im Militär ausgebildet wurden, diese Männlichkeit in Friedensmissionen nicht ausleben können. Diese Identitätskrise werde durch Gewalt gegen die Lokalbevölkerung gelöst und leiste sexueller Ausbeutung von Frauen durch männliche Soldaten in den Einsatzländern Vorschub (Whitworth 2005, 3).

5 Für einen guten Überblick zu den Vorwürfen sexueller Ausbeutung durch Peacekeeper in verschiedenen UN-Missionen (dazu gehören z.B. Kambodscha, Bosnien-Herzegowina, Demokratische Republik Kongo sowie Osttimor) und die bisher eher hilflosen Reaktionen der Vereinten Nationen (vgl. Simic 2010, 190-192).

6 Bei der Idee die Begriffe der Verletzungsmacht und -offenheit geschlechterkritisch neu zu formulieren, folge ich Überlegungen von Wobbe (vgl. Wobbe 1994). Auch Hoven/Hörschelmann (2005, 9) bemerken, dass bisher die Rolle des Körpers in der theoretischen Debatte zu Männlichkeit unterbelichtet bleibt – und stattdessen häufig implizit angenommen wird, dass Männlichkeit automatisch von Männern verkörpert wird (Hoven/Hörschelmann 2005, 9).

7 In Bezug auf Gewalt plädiert Henrietta Moore für einen ähnlichen Zugang: Gewalt solle nicht als Zusammenbruch sozialer Ordnung, sondern als Mittel zur Aufrechterhaltung einer sozialen Ordnung gesehen werden, die an vergeschlechtlichte Vorstellungen von Macht und Identität geknüpft seien (Moore 1994, 154). Sie fasst interpersonale physische Gewalt durch Männer jedoch als Reaktion auf eine männliche Identitätskrise, in der die Vorstellung von Dominanz und Macht nicht mehr der sozialen Realität entspricht (vgl. Moore 1994, 151). Auch Schmidt/Schröder (2001) plädieren dafür, Gewalt als performative Machtpraxis zu konzeptualisieren: Gewaltakte entfalteten ihre soziale Bedeutung erst durch die Inszenierung von Macht (Schmidt/Schröder 2001, 5). Die Autor_innen verzichten jedoch darauf, diese theoretische Einsicht mit Geschlechtertheorien zu verknüpfen.

8 Auch Popitz betont die Wichtigkeit der Dimension der „vorgestellten Gewalt" und schreibt: „Gewalt ‚ist' für Menschen nicht nur das, was passiert oder passierte – das Erinnerte –, sondern auch das, was passieren könnte: die besorgte fremde Gewalt, der erwünschte Triumph der Eigengewalt" (Popitz 1992, 51). Einen wichtigen Beitrag zur Untersuchung vergeschlechtlichter Vorstellungen von Gewalt und deren Auswirkungen in Bezug auf Männlichkeitskonstruktionen leistet Jeganathans Arbeit zu Sri Lanka (vgl. Jeganathan 2000).

9 Bestimmte Gruppen von Männern, darunter beispielsweise homosexuelle und junge Männer, würden im patriarchalen System unterdrückt, so die Autoren (Cardigan et al. 1985, 587).

10 Jenseits intersektionaler Überschneidungen jedoch bleiben geschlechtliche Zuschreibungen von Verletzungsmacht zentral, wie etwa Forschungsarbeiten zu weiblichen Kombattantinnen deutlich machen. So argumentiert Coulter (2008) überzeugend, dass sich weibliche Kombattantinnen in Sierra Leone trotz ihres Waffenbesitzes in einer verletzlichen Position befanden: Sie waren von Vergewaltigung durch männliche Kollegen bedroht und auf den Schutz von anderen Kombattanten angewiesen .

11 Andererseits werden laut Apelt/Dittmer (2009, 75) auch negative Aspekte hervorgehoben, die durch die Konstruktion von Soldaten als heroische Kämpfer entstehen. So wird befürchtet, dass dieses Macho-Gehabe, Machtmissbrauch und sexuellen Übergriffen Vorschub leiste.

12 Auch Harders (2004, 1111) plädiert dafür, dass sich der feministische Diskurs der „legitimatorischen Funktion der Einbeziehung von Frauen in das Militär" stärker zuwenden solle.

Literatur

Alexander, M. Jacqui, 2006: Not Just (Any)body Can Be a Patriot: "Homeland" Security as Empire Building, in: Riley, Robin L./Inayatullah, Naeem (Hg.): Interrogating Imperialism. Conversations on Gender, Race, and War. New York, 207-240.

Apelt, Maja/**Dittmer**, Cordula, 2009: „Under pressure" – Militärische Männlichkeiten im Zeichen Neuer Kriege und veränderter Geschlechterverhältnisse. In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit. Münster, 68-83.

Beasley, Christine, 2008: Rethinking Hegemonic Masculinity in a Globalizing World. In: Men and Masculinities. 11(1), 86-103.

Bereswill, Mechthild, 2009: Sich auf eine Seite schlagen. In: Dies./Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit. Münster, 101-118.

Blagojevic, Marina, 2004: Conflict, Gender and Identity: Conflict and Continuity in Serbia. In: Seifert, Ruth (Hg.): Gender, Identität und kriegerischer Konflikt. Das Beispiel des ehemaligen Jugoslawiens. Münster, 68-88.

Butler, Judith, 1990: Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity. New York.

Butler, Judith, 2009: Frames of War. When Is Life Grievable? London.

Cardigan, Tim/**Connell**, Robert W./**Lee**, John, 1985: Toward a New Sociology of Masculinity. In: Theory and Society. 14 (5), 551-604.

Cleaver, Frances (Hg), 2002: Masculinities Matter! Men, Gender and Development. London.

Cockburn, Cynthia, 2007: From Where We Stand: War, Women's Activism, and Feminist Analysis. London.

Connell, Robert W., 1987: Gender & Power. Oxford.

Connell, Robert W., 1998: Masculinities and Globalization. In: Men and Masculinities. 1 (3), 3-23.

Connell, Robert W./**Messerschmidt**, James W., 2005: Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept. In: Gender & Society. 19 (6), 829-859.

Coulter, Chris, 2008: Female Fighters in the Sierra Leone War: Challenging the Assumptions? In: Feminist Review. 88, 54-73.

Das, Veena, 2008: Violence, Gender, and Subjectivity. In: Annual Review of Anthropology. 37, 283-299.

Dilorio, Judith A., 1992: Feminism and War. In: Reference Services Review. 20 (2), 51-68.

Dolan, Chris, 2002: Collapsing Masculinities and Weak States – a Case Study of Northern Uganda. In: Cleaver, Frances (Hg): Masculinities Matter! Men, Gender and Development. London, 57-83.

Duncanson, Claire, 2009: Forces for Good? Narratives of Military Masculinity in Peacekeeping Operations. In: International Feminist Journal of Politics. 11 (1), 63-80.

Eifler, Christine, 2000: Militär, Gender und „Peacekeeping" – zu einem widersprüchlichen Verhältnis. In: Femina Politica. 9 (1), 37-47.

Elliston, Deborah A., 2004: A Passion for the Nation: Masculinity, Modernity, and Nationalist Struggle. In: American Ethnologist. 31 (4), 606-630.

Griffin, Christine, 2000: Discourses of Crisis and Loss: Analysing the "Boys' Underachievement" Debate. In: Journal of Youth Studies. 3 (2), 167-188.

Harders, Cilja, 2004: Neue Kriegerinnen. Lynndie England und Jessica Lynch. In: Blätter für deutsche und internationale Politik. 9, 1101-1111.

Higate, Paul, 2007: Peacekeepers, Masculinities, and Sexual Exploitation. In: Men and Masculinities. 10, 99-119.

Hoven, Bettina von/**Hörschelmann**, Kathrin, 2005: Introduction: From Geographies of Men to Geographies of Women and Back Again? In: Hoven, Bettina von/Hörschelmann, Kathrin (Hg.): Spaces of Masculinities. New York,1-16.

Jeganathan, Pradeep, 2000: On the Anticipation of Violence: Modernity and Identity in Southern Sri Lanka. In: Arce, Alberto/Long, Norman (Hg.): Anthropology, Development and Modernities. London, 112-126.

Klein, Uta, 2000: "Our best boys": the Making of Masculinity in Israeli Society. In: Breines, Ingeborg/Connell, Robert W./Eide, Ingrid (Hg.): Male Roles, Masculinities and Violence. A Culture of Peace Perspective. Paris, 163-179.

Krasmann, Susanne, 2005: Die Materialität der Gewalt. Oder: Warum die Kategorie des Raumes für eine politische Soziologie der Gewalt nützlich sein könnte. In: Krol, Martin/Luks, Timo/Matzky-Eilers, Michael/Straube, Gregor (Hg.): Macht-Herrschaft-Gewalt. Gesellschaftswissenschaftliche Debatten am Beginn des 21. Jahrhunderts. Münster, 13-34.

Künzel, Christine, 2005: Gewalt/Macht. In: Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hg.): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Berlin, 117-138.

Lorey, Isabell, 1993: Der Körper als Text und das aktuelle Selbst: Butler und Foucault. In: Feministische Studien. 11 (2), 10-23.

Moore, Henrietta L., 1994: The Problem of Explaining Violence in the Social Sciences. In: Harvey, Penelope/Gow, Peter (Hg.): Sex and Violence. Issues in Representation and Experience. London.

Myrtinnen, Henri, 2010: Masculinities, Conflicts and UNSCR 1325. Internet: http://www.gwi-boell.de/downloads/2010_1325_conference_reader_Myrttinen.pdf (28.02.2011)

Popitz, Heinrich, 1992: Phänomene der Macht. Tübingen.

Pühl, Katharina/**Paulitz**, Tanja/**Marx**, Daniela/**Helduser**, Ute, 2004: Under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis – zur Einführung. In: Dies. (Hg.): Under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis. Frankfurt/M., 11-30.

Sa'ar, Amalia/**Yahia-Younis**, Taghreed, 2008: Masculinity in Crisis: The Case of Palestinians in Israel. In: British Journal of Middle Eastern Studies. 35 (3), 305-323.

Sauer, Birgit, 2002: Geschlechtsspezifische Gewaltmäßigkeit rechtsstaatlicher Arrangements und wohlfahrtsstaatlicher Institutionalisierungen. In: Dackweiler, Regina-Maria/Schäfer, Reinhild (Hg.): Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt. Frankfurt/M., 81-106.

Schmidt, Bettina E./**Schröder**, Ingo W., 2001: Introduction: Violent Imaginaries and Violent Practices. In: Dies. (Hg.): Anthropology of Violence and Conflict. London, 1-24.

Seifert, Ruth, 2003: Plädoyer für eine Subjekt- und Genderperspektive in der Friedens- und Konfliktforschung. In: AFB-Texte 2.Bonn

Seifert, Ruth/**Eifler**, Christine, 1999: Einleitung. In: Dies. Hg.): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis. Münster, 7-16.

Streicher, Ruth, 2010: Hegemoniale Deutungsmuster und ernste Spiele: Zur Konstruktion von Männlichkeit und Gewalt am Beispiel einer Gang in Osttimor. In: Peripherie. 30 (118/119), 264-282.

Sturm, Gabriele, 2005: Das gesellschaftliche Geschlechterverhältnis als Konfliktfeld. In: Imbusch, Peter/Zoll, Ralf (Hg.): Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung. Wiesbaden, 406-440.

Tessler, Mark/**Warriner**, Ina, 1997: Gender, Feminism, and Attitudes Toward International Conflict: Exploring Relationships with Survey Data from the Middle East". In: World Politics. 49 (2), 250-281.

Tessler, Mark/**Nachtwey**, Jodi/**Grant**, Audra, 1999: Further Tests of the Women and Peace Hypothesis: Evidence from Cross-National Survey Research in the Middle East. In: International Studies Quarterly. 43 (3), 519-531.

Wilcox, Clyde/**Hewitt**, Lara/**Allsop**, Dee, 1996: The Gender Gap in Attitudes Toward the Gulf War: A Cross-National Perspective. In: Journal of Peace Research. 33 (1), 67-82.

Wisotzki, Simone, 2005: Gender und Frieden. Geschlechterperspektiven für die Friedens- und Konfliktforschung. In: Jahn, Egbert/Fischer, Sabine/Sahm, Astrid (Hg.): Die Zukunft des Friedens, Bd. 2. Die Friedens- und Konfliktforschung aus Perspektive der jüngeren Generation. Opladen, 111-130.

Zarkov, Dubravka, 1997: War Rapes Bosnia: On Masculinity, Femininity and the Power of Rape Victim Identity. In: Tijdschrift voor Criminologie. 39 (2), 140-151.

Zarkov, Dubravka, 2001: The Body of the Other Man: Sexual Violence and the Construction of Masculinity, Sexuality and Ethnicity in the Croatian Media. In: Moser, Caroline O.N./Clark, Fiona C. (Hg.): Victims, Perpetrators or Actors? Gender, Armed Conflict and Political Violence. London/New York, 69-82.

Männer, Männlichkeit und Konflikt: Eine kritische Reflektion des Forschungsstandes und ein Plädoyer für konzeptionelle Öffnungen

RUTH STREICHER*

Einführung

„Gemeinsam für Wandel – Männer, Männlichkeiten und Friedensaufbau" lautet der Titel einer Publikation des Women Peacemakers Program im Mai 2010 (Vries/Geuskens 2010). Im Vorwort begründen die Herausgeberinnen die ungewöhnliche Themenwahl mit einer politischen Notwendigkeit, gewachsen aus der Erfahrung mit der zehnjährigen praktischen Arbeit zur UN-Resolution 1325.[1] Deren vollständige Implementierung scheitere immer noch an den Widerständen derjenigen, die die Entscheidungen über Krieg und Frieden treffen. Männer sollten deswegen als politische Verbündete im Kampf gegen Geschlechterdiskriminierung in Konfliktkontexten gewonnen werden. Schließlich seien Männer selbst nicht nur Täter, sondern auch